

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

209 (9.9.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 73

Von den Himmelserscheinungen im Monat September.

Von Georg Kästner in Bremen.

(Nachdr. verb.)

Die astronomischen Beobachtungen stehen jetzt im Zeichen des Mars. Der Planet steht am 24. September der Sonne gerade gegenüber und ist die ganze Nacht sichtbar. Er steht an diesem Tage von der Erde nur 58 Millionen Kilometer entfernt. Seine größte Sonnennähe hatte er schon am 13. August mit 209 Meilen Kilometer überföhrt. Wer Gelegenheit hat, den roten Stern durch ein Fernrohr zu beobachten, der soll es ja tun. Er wird dann bemerken, daß selbst ein großes Instrument auf dem Planeten herlich wenig zeigt, und daß von den Kanälen und all den schönen Dingen, welche die Astronomen auf ihm wahrgenommen haben wollen, gar nichts zu sehen ist. Um die Einzelheiten auf ihm erkennen zu können, muß man ein sehr gutes und großes Instrument in günstiger geographischer Lage zur Verfügung haben und ganz vorzügliche und geübte Augen besitzen. Diese Umstände vereinigen sich nur bei wenigen Beobachtern, von denen Schiaparelli in Mailand der erfolgreichste und gewichtigste ist. Wir werden uns nächstens mit dem Planeten näher beschäftigen und unser Wissen von ihm und seiner Oberfläche ausführlich darlegen.

Aus der Welt der großen Planeten ist noch zu melden, daß die Sichtbarkeitsdauer der Venus jetzt langsam zunimmt, am Ende des Monats aber immer noch nicht mehr als 1/2 Stunde beträgt. Saturn geht immer früher nach Eintritt der Dunkelheit auf und wird in der ersten Hälfte des Monats für die ganze Nacht sichtbar. Jupiter dagegen kommt am 18. d. M. von uns aus gesehen hinter die Sonne zu stehen, er bleibt für uns daher unsichtbar.

Auf dem im Sommer 1907 von Herrn Jarry-Desloges auf dem Mont Revard in Savoyen in 1550 Meter Höhe errichteten Observatorium, das mit einem elfzölligen Refraktor ausgerüstet ist, sind besonders fleißig die Planetenoberflächen beobachtet worden, worunter natürlich die des Mars die Hauptrolle spielte. Am 19. August gelang dem Genannten auch eine Zeichnung des Merkur, die der berühmte mehrfach genannte Mailänder Astronom Schiaparelli mit seiner Merkurskarte aus dem Jahre 1889 verglichen hat. Damals folgerte Schiaparelli, daß die Umdrehung des Merkur um seine Achse ebenso lange dauert wie sein Umlauf um die Sonne, nämlich fast 88 Tage. Darnach müßte der Planet der Sonne mit einer kleinen Schwankung, welche daher kommt, daß die Drehung gleichmäßig, der Umlauf nicht gleichmäßig erfolgt, weil er in elliptischer Bahn vor sich geht, immer dieselbe Seite zukehren. Schiaparellis ältere und neuere Beobachtungen stimmen mit denjenigen von V. Desloges überein, so daß Schiaparellis Anschauungen dadurch bestätigt werden.

Ueber den Neptun sind neue Beobachtungen und Berechnungen angestellt worden. Nach den Ergebnissen von Gibb in Edinburgh ist die Bahn des Mondes als kreisförmig anzusehen, denn ihre Exzentrizität ist kleiner als ein Tausendstel. Die Ebene der Bahn des Mondes ist gegen die Äquatorebene des Neptun um 21 Grad geneigt, und die Neigung dieser Ebene wandert um den Neptun herum. Der Grund dafür ist die durch die Abplattung des Neptun bewirkte Verschiedenartigkeit der Anziehung. Der Pol der Mondbahn beschreibt um den Neptunspol einen Kreis, der sich alle 580 Jahre schließt. Die Wiederkehr des Kometen Perrine aus dem Jahre 1896 wird wahrscheinlich unter sehr günstigen Umständen vor sich gehen. Am 1. September wird seine Entfernung

von der Erde auf 89 Millionen Kilometer angegeben, am 3. Oktober auf 54 und am 4. November auf 35.

Der veränderliche Stern Eta im Argus, welcher von 1887 bis 1889 erster Größe war, also in ganz respektablem Licht am Himmel leuchtete, so daß er an Helligkeit nur noch dem Sirius und dem Canopus nachstand, wurde im März und April d. J. auf nur 7,8 Größe geschätzt. Schon über 30 Jahre lang ist der Stern schwächer als 7. Größe; sein Licht beträgt jetzt nur den 3000. Teil der einstigen Helligkeit.

Vornehme Schmutzfinken.

„Er stinkt wie ein Nas!“ Das sagte die Geliebte eines sehr vornehmen Herrn von diesem, und sie meinte nicht etwa ausnahmsweise einmal, sondern sie flagte, daß er gewöhnlich einen Nasgeruch ausdünstete. Und dieser vornehme Herr war — der König Heinrich IV. von Frankreich (1589 bis 1610). Und sein Nachfolger, Ludwig XIII., verbreitete keine angenehmeren physischen Geruch, der freilich lange nicht so abscheulich war als der politisch-moralische, womit er sein Land verpestete. Und sogar der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. strömte oft einen die Nasen seiner Umgebung, und besonders der Schönen, mit denen er sich amüsierte, beleidigenden Geruch aus. Derselbe „große“ König, vor dem ganz Europa zitterte, der Diktator des Geschmacks in Kunst und Literatur, mußte sich gefallen lassen, daß sein Schlaf oft von kleinen blutsaugenden Insekten gestört wurde.

Kein Wunder, die Wasserscheu, nicht im Trinken, sondern im Waschen und Baden — Wasser galt nämlich als gesundheitschädlich! — war bis in die höchsten Kreise verbreitet. Die „gute alte Zeit“ der stilvollen Pracht und Eleganz, der Renaissance und des Barock, war die schmutzigste aller Zeiten, schmutziger als selbst das vorangehende Mittelalter. Derselbe „Sonnenkönig“ pflegte sich des Tages ein einziges Mal zu waschen, aber nicht mit Wasser; ein Kammerdiener träufelte ihm des Morgens aus goldener Schale ein wenig Spiritus auf die Hände, strich ihm mit dem Kamm durchs Haar und die Toilette war für den ganzen Tag erledigt. Ob auch er in seinem Kopfsaar bißtiges Ungeziefer beherbergte, wird in unserer Quelle nicht angegeben, wohl aber, daß die vornehmen Herrschaften aus diesem Grunde mit den Hüften auf den Köpfen zu Tische saßen! Die noblen Damen machten in Punkt Reinlichkeit keine Ausnahme. Die reizende Margarete von Navarra prunkte einmal mit ihren schönen Händen und bemerkte naiv: „Und dabei habe ich sie acht Tage nicht gewaschen.“

Das Versailles Schloß, das gepriesene Vorbild von Pracht und Herrlichkeit, enthielt noch unter Ludwig XVI., also Ende des 18. Jahrhunderts, nicht mehr als einen einzigen Abort, zum ausschließlichen Gebrauch des Königs-paares. Andere Schlösser entbehrten auch dieses Unikums und ein solcher Zustand überdauerte sogar das Kaiserium und wurde unter der Restauration bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts festgehalten. Es gab ein besonderes Personal, das jeden Morgen aus den Hunderten von Schloßzimmern die „altehrwürdigen“ chaises percées (Nachstühle) abjammelte; welche liebliche Däfte damit auf allen Gängen dieser königlichen Residenzen in den Morgenstunden verbreitet wurden! Und doch rief eine alle legitimistische Marquise unter der Restauration Ludwigs XVIII. aus: „Dieser Duft erinnert mich an eine schöne Zeit!“

Unsere Quelle ist das Sammelwerk des gelehrten Alfred Franklin über die Sitten und Gebräuche und das ganze gesellschaftliche Leben früherer Zeiten, das nicht weniger als 27 Bände umfaßt und woraus der Autor kürzlich das tatsächliche und durchaus zuverlässige Material in zwei Bänden (Paris, Emile Paul) veröffentlicht hat.

Der Tag von der ausgeübten Gerechtigkeit hat sich wieder einmal vorzüglich bewährt. Was dem Hirde ursprünglich an Unrecht geschieht, das geht es seinen Weidern bald genug heim. Darf es zuerst zu wenig wollen, so nimmt es sich später um so mehr Rechte. Und diese Selbsthilfe nennt man dann Eigerfönn.

Arbeiter-Marseillaise.*)

Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet, Zu unsrer Fahne steht zu Hauf: Wenn auch die Düg' uns noch umnachtet, :1: Bald steigt der Morgen hell herauf! :1: Ein schwerer Kampf ist's, den wir wagen, Zahllos ist unsrer Feinde Schar, Doch ob wie Flammen die Gefahr Nög' über uns zusammenschlagen! Nicht zählen wir den Feind, Nicht die Gefahren all', Der Bahn, der Kühnen, folgen wir, Die uns geführt Kassall'.

Der Feind den wir am tiefsten hassen, Der uns umlagert schwarz und dicht, Das ist der Unterhand der Massen, :1: Den nur des Geistes Schwert durchbricht. :1: Ist erst dies Bollwerk überstiegen, Wer will uns dann noch widersteh'n? Dann werden bald auf allen Höf'n Der wahren Freiheit Banner fliegen. Nicht zählen wir zc.

Das freie Wahlrecht ist das Zeichen, In dem wir siegen, nun wohlan! Nicht predigen wir Haß den Reichen, :1: Nur gleiches Recht für jedermann. :1: Die Lieb' soll uns zusammenfetten, Wir strecken aus die Bruderhand, Aus geist'ger Schmach das Vaterland, Das Volk vom Elend zu erretten! Nicht zählen wir zc.

Von uns wird einst die Nachwelt zeugen, Schon blüht auf uns die Gegenwart. Frisch auf, beginnen wir den Reigen! :1: Ist auch der Boden rau und hart. :1: Schließt die Phalang in dichten Reihen! Je höher uns umrauscht die Flut, Je mehr mit der Begeisterung Blut Dem heiligen Kampfe wir uns weihen! Nicht zählen wir zc.

Auf denn, Gefinnungsameraden, Bekräftigt heut' auf neu den Bund, Daß nicht die grünen Hoffnungsfaaten :1: Geh'n vor dem Erntefest zu Grund. :1: Ist auch der Säemann gefallen, In guten Boden fiel die Saat, Uns aber bleibt die kühne Tat. Heil'ges Vermächtnis sei sie allen! Nicht zählen wir zc.

*) Es wurde uns vielfach der Wunsch übermittelt, die bekannten Arbeiterlieder im Unterhaltungsblatt zum Abdruck zu bringen. Obwohl sie den meisten Arbeiterkämpfern sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen sind, ist ihr Text doch auch für Nichtkämpfer des Lesens und der Beachtung wert. Gerade darin äußert sich der Wert dieser Lieder, daß sie uns etwas zu sagen haben. Red.

Allerlei.

Der Wert der Polizeihunde wurde durch einen Fall in Forchheim in Bayern wieder einmal aufs beste bewiesen. Vollständig bewußlos, aus zahlreichen Stichwunden blutend, fand man auf einem Fußweg einen 35 Jahre alten Dienstknecht auf. Am Tatort fand man nur einen zerbrochenen Stock; Anhaltspunkte ergaben sich nach keiner Richtung, und die an Ort und Stelle erschienene Gerichtskommission mußte unverrichteter

Dinge wieder abgeben. Man nahm bei Staatsanwalt die Spurführung mit einem Hamburger Polizeihund an. Die Details von den Gendarmen beschlagnahmten Stadtkrimmer, das einzige corpus delicti, wurden wieder an Ort und Stelle gebracht und darnach mußte der Hund Bitterung nehmen. Stark waren die Zweifel an dem Erfolg, zumal es während der Nacht heftig geregnet hatte. Der Hund nahm aber Bitterung und nun ging es querfeldein über einen kleinen Sieg nach Diephof zu. Vor dem Hause eines Krämers hielt der Hund stille und verbellte die verschlossene Tür. Neuer Zweifel über den Wert des Hundes. Hier wohnt ein ehrenwerter Mann mit einem jüngeren Sohn, hier kann der Täter nicht zu suchen sein. Der Schutzmann lehrte mit dem Hunde zurück, nahm neuerdings Spur und wieder ging's vor das genannte Haus, doch diesmal bellte der Hund den Brunnen an. Der Schutzmann war dessen sicher, daß hier der Täter seine Hände gewaschen haben müsse. Zum drittenmal wurde das Tier auf die Spur gesetzt. Diesmal ging es wieder vor die Tür, wo der Hund heftig bellte. Für den Schutzmann, der seinen Hund kannte, bestand kein Zweifel mehr, daß hier der Schlüssel des Geheimnisses war, obwohl man nicht wußte, wen man in Verdacht nehmen sollte, um so mehr, als die Hausbewohner erklärten, nicht das geringste von der Tat zu wissen. Inzwischen berichtete ein Gendarm, daß der Krämer noch einen Sohn hatte, der in Gosberg bedienstet sei. Dieser wurde vernommen, leugnete zunächst; aber man fand Blutspuren an seinen Kleidern, seine Stiefelabdrücke passten in die Spuren und als man ihm nun energisch zuleibe ging, gestand er die Tat ein. Er hatte sie aus Rache getan für einen Streit, den er vor Jahren mit dem Ueberfallenen gehabt hat. Der Täter gestand aber auch ein, daß er nach der Tat am Brunnen vor dem elterlichen Anwesen die Spuren seiner Tat verwischen und daß er dann in das Haus zu den Eltern gehen wollte.

Aus den Witzblättern.

„Weggendorfer Blätter.“

Einsige Ausnahme. Arzt: „Verspüren Sie beim Schlucken Schmerzen im Halse?“ — „Nur beim Wassertrinken.“

Auch eine Sittlichkeitspflanze. Fürst (in einer Dorfgemeinde): „Geschieht hier auch etwas zur Erhaltung der Sittlichkeit?“ — Bürgermeister: „Jawohl, Hoheit, 's Baden is streng verboten!“

In der Sommerfrische. „Den Miststand sollten Sie doch abstellen, daß hier die Hühner sich auf Tisch und Bänken breit machen.“ — Wirtin: „Nieder Gott, die sind halt a weng neugierig, wer alles von den Sommergästen ihre frischen Eier wegipft!“

Verschnappt. Dame: „Die plöbliche Einladung meines Schwiegerjohnes freut mich sehr, aber sagen Sie ihm, ich könne leider nicht kommen.“ — Dienstmann: „Dös is fein; für den Fall hat er mir fünfzig Pfennig extra versprochen!“

Literatur.

Religion, Kirche und Sozialdemokratie. Unter diesem Titel ist soeben bei G. Vitz u. Cie. m. b. G. in München eine Schrift des bekannten Pastors G. Felben in Bremen erschienen, die sich in sachlicher und eingehender Weise mit dem jetzt wieder viel erörterten Punkt 6 unseres Programms — Erklärung der Religion zur Privatsache — beschäftigt. Die Schrift enthält in der Hauptsache eine Rede, welche Pastor Felben im Gewerkschaftshause zu Bremen hielt und die auf eine Polemik zwischen unseren Parteorganen in Hannover und Bremen über den Punkt 6 des Programms zurückzuführen ist. Der billige Preis von 30 Pf. für die gut ausgestattete Schrift macht deren Anschaffung weiten Kreisen möglich.

Jahrbuch 1908 des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Herausgegeben vom Verbandsvorstand. Selbstverlag des Verbandes, Berlin C., Neue Friedrichstraße 2. Großkollav 312 S. Gebunden 2,50 M., broschiert 2 M. pro Exemplar.

denen Hugo Wittmann in der Wiener „N. F. B.“ das Interessanteste entnahm.

Frankreich machte übrigens im Kultus der Unreinlichkeit keine Ausnahme. Sogar sollen nach dem englischen Dichter Young die Franzosen immer noch reinlicher in Bezug auf ihren Körper gewesen sein als die Engländer. Und wie es vollends in andern Ländern, speziell in Deutschland, aussah, kann man sich denken; die Spuren dagegen aus ja noch vielfach auf dem Lande. Die von Zeit zu Zeit grassierenden Seuchen sind zweifellos von der Schmutzerei erzeugt oder doch begünstigt worden.

Die Frömmerei war daran nicht unbeteiligt. Durch die Kreuzzüge war die Gewohnheit fleißigen Badens aus dem Orient nach Europa gekommen, allenthalben entstanden Badestuben, meistens für Dampfbäder. Da aber Männlein und Weiblein häufig Unfug trieben, legte sich die Kirche ins Mittel, schob aber weit übers Ziel hinaus, verpönte das Baden überhaupt als unsittlich, so daß bald die Unauberkeit als Frömmigkeitsbeweis galt und die Anschauung herrschend ward: „Je schmutziger, desto gottgefälliger.“ Hat doch die spanische Prinzessin Isabella, Tochter des verachteten Philipps II., im Jahre 1601 das fromme Gelübde abgelegt, so lange ihr Hemd nicht zu wechseln, bis ihr Gatte, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Ostende erobert haben werde. Da sich nun die Belagerung bis 1604 hinzog, bekam das Hemd jene schmutzgelbe Farbe, die eben daher an Pferden „isabellenfarbig“ heißt.

Wie ich mein Haus baute.

Von Ludwig Finkh.

Es ging schon gegen das Traubenschneiden, und die Starenwäcker knallten mit ihren alten Flinten fleißig in die Luft. Eines Tages entdeckte ich ein gottverlassenes Häuschen, abseits vom Dorf, die Läden geschlossen und in tiefen Schlaf versunken. Da und dort fehlte ein Dachziegel, eine Latte oder ein Brett, das von einem Nachbar geholt worden war, wenn er es brauchte. Alles war dabei, Baumrinde, Dach und Nebelkalt; der Giebel sah gegen den See. Eigentümer war einer drüben in der Schweiz, der es sich im Kauf hatte aufhängen lassen und es nicht wieder loswerden konnte. Nach drei Tagen gehörte es mir.

Wenn man die Haustüre öffnete, so stand man in der Küche. Eine Seitentür führte in zwei kleine Stuben mit einem Kachelofen, die mit einem dichten Ueberzug von Spinnweben verkleidet waren; unter der einen lag Keller und Geigenstall, unter der anderen die Werkstatt. Das Häuslein war so alt, daß es die Leute verspotteten; man hieß es „die Villa“. Denn es stammte noch aus der Zeit, da der einfache Markter mit Wörtel und Steinen dichtete und jeder Zimmermann ein unentdeckter Kunsthandwerker war. Sie mußten es nicht anders.

Ich hab' das Feuer auf dem Herd angezündet und in der Stube ein Bett aufgestellt. Drei Tage lang lief ich mit dem Farrentopf umher und malte mir eine rechte Farbenfreude an; ich strich die Läden und Türen grün und die Fensterkreuze rot; eine von den Stuben wurde tief farnblumenblau.

Es fehlte nicht mehr viel zum Haushalt. An den Pappeknäulen unten floß Wasser aus dem Boden, und als ich nachgrub, stieß ich auf eine dreimal verstopfte Holzrinne; zehn Schuh weiter innen in der Erde lag fester Stein. Ich nahm mir einen Mann vom Dorf und sprengte den Felsen mit Pulver; große Möhren wurden hintergewunden und die einfache Brunnenstube war fertig; freudig floß der klare Quell. Den Bach spannte ich mit einem breiten Damm und staute ihn zum Weiher.

Nichts fehlte mir als ein warmes atmendes Leben, um das ich sorgen konnte, ein Kamerad der Einsamkeit. So brachte ich vor Winter einen blutjungen, zottigen Bernhardinerhund ins Haus wie einen jungen Bären. Da entwarfen wir Pläne miteinander, den Winter über grub ich den Keller vollends aus dem Muschelschutt heraus, und als der Schneeschmelz waren die Entschlüsse gereift. Der Stall schrie nach Besohnen, ich besann mich, was zu mir passen würde, und eines Abends standen zwei junge Gel-

ben unter meiner Schlafstube. Ihre warmen Rüsten, ihr zartes scheues Wesen und ihre heimliche Vertraulichkeit entzückten mich. Sie schliefen liegend, aber so leis, daß sie beim geringsten Geräusch an der Lüre aufwachen und auf den Weinen standen; sie waren grazios wie junge Hehe.

Inzwischen ließ ich die Stuben mit Forstenholz sägern und ölen, im Giebel eine neue Stube aus dem Speicher machen und die Werkstatt in ein Bibliothekszimmer verwandeln; alles durch Käferung mit edlem Holz.

Aber wer zu bauen anfängt, kann nicht mehr aufhören. Das Häuschen war im Volksmund verschrien als Gezenhaus. Vor dreißig Jahren hatte eine Heze drin gewohnt; man holte sie weithin zum kranken Vieh, sie fuhr mit einem Krug voll Krötenblut über Land. Eines Nachts stieg sie zum schmalen Küchenfenster heraus — ihr Mann hatte sie eingesperrt — und zündete das Nachbarhaus an; die arme Frau starb im Gefängnis. Ich hatte Freude an der Heze und unterhielt mich freundschaftlich mit ihr, wenn der Sturm ums Dach heulte, und dann und wann ein Gezelein aus dem Schlaf aufstumpfte oder sein seltsam gepreßtes Geichrei anhob. Vielleicht habe ich im Dorf erzählt davon, vielleicht auch zu viel verraten von Kettenrasseln im Kamin und unerhörten Geräuschen; man riet mir, einen Gezenmeister von Triboldingen kommen zu lassen, der sie bannen sollte. Niemand im Dorf hätte sich des Nachts zu mir herausgewagt; ich brauchte die Haustür nie zu verschließen.

Nun frahen mir die Gselchen schon aus der Hand und liefen frei im Alee umher. Sie brauchten Heu und Rüben und Hafer; wo sollte ich ihnen das Futter für den Winter ansammeln? Ein kleiner Wagen würde notwendig werden, viel Holz und Reisig zum Heizen. Es mußte ein Vorratsraum gebaut werden. Da man aber ums gleiche Geld schön und häßlich bauen kann, so beschloß ich, einen einfachen und guten Holzschopf in die Landschaft hineinzustellen, so organisch, als ob er aus ihr herausgewachsen wäre. Als Platz wählte ich ein Wiesensüßchen an einem Abhang, nicht weit vom Haus. Was war natürlicher, als den Gang ehrfürchtig auszunützen, den Schuppen daran zu lehnen, durch eine Brücke mit ihm verbunden; man würde von der Holzbrücke gradaus in den Giebelstock treten, in zwei gefärbte Dachstuben und vorn auf eine hölzerne Galerie herauskommen, von der eine Treppe außen herunterführen würde. Ein tief herabhängendes Dach von Biberschwänzen, vorn abgewartet zu einer Nase, der Unterstock aus ganzen Tannenstämmen mit der Rinde; von selber war ein kleines Schwarzwaldhaus gewachsen; die mächtige Tür zu ebener Erde führte in den eigentlichen Heu-, Holz- und Wagenraum. Ein Lattenzaun davor und ein lebender Hag umschloß das Ganze.

Als die Blätter fielen und der Saft stockte, zog ich mit dem Waldhüter in den Wald zu den Bäumen, aus denen ich mein Blockhaus aufführen wollte: fünfzigjährige Tannen. Aber es ging mir noch etwas anderes im Kopf herum, das nimmer hinauswollte. Hund und Gsel hatten einen Stiefvater an mir, ich fuhr auf dem See hin und her, und träumte einen waghalsigen Traum. Schak, meine Wohnung steht noch im Walde, hat Nadeln und Zapfen und braune Rinde, das wilde Eichhorn spielt darin. Ich werde selber hinausgehen und die hundert schönsten und herzigsten Tannen auslesen und sie für dich schlagen lassen. Leben, ich schlage dich tot. Daß du einem größeren Leben Heimat wirst. Der Wind weht vom Tal herauf, und die Wiener Schwärmen unterm Dach.

Mitten im Winter sollte die Hochzeit sein; das alte Gezenhäusle sollte unser Glück bergen. Ich baute es weiter aus als ein rechtes Schmuckkästchen, mit Stuben und Dachkammern und versteckten Fenstern wie Gottesaugen, und baute es um meinen Schak herum.

Als wir von der Hochzeit heimfuhren, standen wir vor einem Häuslein nische. Die Heze hatte die junge Frau nicht dulden wollen. In der Nacht war unser Haus verbrannt. Aber was ist es für ein Glück, für seinen Schak ein neues Haus zu bauen, nach seinem Herzen? Einen Baumeister zu haben, der zu dem Plan seine Liebe hergibt?

Dreierlei wollte ich haben: ein Haus, das zu uns paßte; ein Haus, das mit der Landschaft verwachsen war und an diesem Platz gar nicht anders sein konnte; ein Haus, das

mit leisem Sauch unser altes Häuslein wieder aufstehen ließ. Fromm wollte ich bauen.

Ein Giebelhaus mit tiefem Dach, nach Süden gegen den See und ins Wachtal hinunterliegend, und doch so sorgsam gestellt, daß der Wind daran vorbeisauft; der Eingang von Osten, vom Dorf her, daneben eine große, helle Küche, die den Eingang beherrscht, wie im rechten Bauernhaus, wo die Küche zur Wohnstube gehört, mit gelbem Kachelherd und Wasser von der eigenen Quelle. Dann eine einzige, große und hohe Stube, die Stube, mit Kachelofen und Kunst, gefärbter Wand und Decke, Riemenboden und Eichenfries und einer Fensterwand nach Süden. Denn unser Winter dauert fünf Monate lang, wir sind verschneit und von der Menschheit abgesperrt. Da muß es im Hause warm und zehnmal so schön sein wie in der Stadt, man muß in der Stube seine Spaziergänge machen und sich reden und strecken können nach allen Richtungen. Eigene Tische, eine Fensterbank und schöne Bilder von lieben Malern müssen genug da sein, um sich zu Hause zu fühlen. Im Stockwerk darüber sind drei Stuben, in denen ich arbeite, Kachelofen und ein Töchterlein wiegen kann; denn dieses Gottesraunder gehört in solch ein Haus und schon zum Bauplan.

Eins ist dem Baumeister glänzend gelungen: kein Quadratmeter Raum unter dem tief herabreichenden Giebeldach ist ungenutzt geblieben; überall sind Wandkästen, Schublade und Schränke eingebaut, die viel Platz sparen und ganz unheimliche Dimensionen haben. Im Dachstoc liegt meine Lieblingsstube mit der Aussicht über den See, und der Speicher voll Schwalbenmester; im Keller ist der Raum für Kohlen, Obst, Waschküche, Bad und Bügelzimmer. Und drüben der Schwarzwaldschopf birgt Schäge an Brennholz und Feistgäbischeln. Wir liegen ein wenig hinter dem Berg, und der See ist nur angedeutet. Wir blinzeln nur so hinunter.

Die Summe aller Baumeisheit aber, die ich für keine zehn Wagen mehr hergebe, lautet: Bauen macht graue Haare. Wenn du baust, so nimm den besten Baumeister, den du findest, aber fluchen muß er können. Ist er ein Träumer, der lyrische Gedichte zeichnet, so nimm einen Kalter, der als verantwortlicher Kanzler die Pläne seines Herrn ausführt und dir mit seinem Kopfe haftet; sei jede Stunde selber am Plage, prüfe Sand und Mörtel und Gips, und mach' die Baustreiche wieder gut. Geh nie zum Schmiedle, sondern zum Schmied. Endlich ist es eine traurige Wahrheit: Bauen kostet immer doppelt soviel. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren.

Wenn dann eine Spanne Zeit heilender Zeit darüber gegangen ist, so hast du dein Haus so lieb wie ein Kind und wie alles, daran du dein Herzblut geriecht hast.

Wie „Eigensinn“ entsteht.

Ich habe wieder einmal eine Kinderfrau beobachtet. Nicht weil mir das eine besondere Freude macht. Vielmehr halte ich Kinderfrauen für die unvernünftigsten Wesen von der Welt und vermeide möglichst ihren Anblick. Aber diese Kinderfrau interessierte mich, weil sie selber mehrere Kinder gehabt hat (nach meinen Beobachtungen wage ich nicht mehr zu sagen, daß sie sie „erzogen“ hat), und weil sie des Glaubens ist, daß sie es vorzüglich verstehe, mit kleinen Kindern umzugehen.

Ihr kleiner Pflegling ist acht Monate alt, ein kräftiges und munteres Kind. Also so weit entwickelt, daß es körperlich nach Bewegung und geistig nach Beschäftigung verlangt. Es ist seinem Babykorbe und seiner dunklen Schlafdecke am Ofen entronnen und ist dabei, die Dinge und Geschehnisse in der erweiterten Welt der gesamten Wohnung und aller Familienangehörigen zu erfassen; buchstäblich zu erfassen und zu begreifen, die unerläßliche Voraussetzung alles geistigen „Begreifens“. Also es nimmt wahr, es begehrt, es strebt zu den Dingen hin, es lernt „wollen“. Und daraus entstehen ihm nun die ernstesten Konflikte mit seiner Kinderfrau.

Zunächst einmal versteht sie überhaupt gar nicht oder sehr schwer, was das Kind gerade in dem Augenblicke will.

Es sitzt zappelnd mit Armen und Beinen in seinem Stühlchen und kein Spielzeug macht ihm mehr Spaß: sie kommt nicht darauf, daß es mit aller Ungebuld herausstrebt und nun fort will und Bewegung will. Sie sammelt immer wieder alle heruntergeworfenen Sachen auf und hält sie ihm lockend vor die Nase; es nimmt sie vielleicht, läßt sie dann aber auch wieder achtlos fallen. Das dauert so lange, bis das Kind die stärksten Mittel anwendet; auf das Weinen und Schreien reagiert die Frau endlich. Ein andermal nun wieder macht es dem Kinde gerade Spaß, die Köffel klirrend herunterfallen zu hören. Aber die Kinderfrau meint, es sei ihm langweilig, mit den Köffeln zu spielen, es wolle sie fort haben; sie bricht das Spiel ab und das Kind mag sich drein finden. Oder wieder ein andermal hat sie das Kind auf dem Arm, aber es strebt unverkennbar irgendwo anders hin. Nun irrt sie mit ihm herum, ohne daß es sich zufrieden gibt, und sie hätte bloß zu beachten brauchen, wohin seine Augen gewendet waren, um zu wissen, daß es den blindenden Griffen an der Kommode meinte.

In andern Fällen errät sie zwar den Wunsch des Kindes, aber sie erfüllt ihn nicht. Sie weiß, daß das Kind hervorragend gern an dem Ketten der Gaslampe zieht, um das Licht aufzublenden zu sehen; es greift, wenn es ihm nahe kommt, sofort hin. Aber sofort auch wird das ausgestreckte Vermögen runtergeholt. Gewiß, es würde zu bestig ziehen, die Lampe in Gefahr bringen, aber wenn man ein stürmisches Gändchen leitet, so ist die Gefahr ausgeschlossen und das Kind zappelt vor Vergnügen. Oder das Kind möchte so sehr gern in den Spiegel greifen, wo es ein kleines bewegliches Wesen entdeckt hat! Aber es wird weggenommen, weil es mit Mäulchen und Gändchen nasse Spuren hinterlassen würde. Als ob die sich nicht mit einem Griffe wieder beseitigen ließen. Oder es sieht kein Badewasser in der Küche stehen und will mit den Gändchen hineinspatzen. Warum nicht? Aber es könnte sich ja noch machen — wenn die Kinderfrau nämlich nicht aufpaßt.

Warum nun diese Mißverständnisse und diese Gewalttaten? Weil die gute Kinderfrau keine Ahnung davon hat, daß hier ein erster kleiner Wille tastend sich regt, und daß es der Kinder Recht ist, diesen Willen zu betätigen. Daß es demnach der Wärterin verdammt Pflicht und Schuldigkeit ist, das Kind wollen zu lassen, es wollen lernen zu lassen, daß sie darüber hinaus nichts weiter zu tun hat, als das Kind von wirklich gefährlichen Wünschen abzulenken, und auch dies nicht durch Gewalt, sondern durch geschickte Darbietung eines andern Heizes. Aber statt dessen darf das Kind nur wollen, was die Kinderfrau für ein amüsantes oder angebrachtes Spiel hält, und das, was ihr keine Beschwerden und Ueberlegungen abnötigt. Alles andere ist tabu! Hirnverbrannte Idee, daß ein so kleiner Wurm etwas zu „wollen“ hätte!

Aber die kleinen Würmer sind ja so geistig. Sie rächen sich. Am größten mit Weinen und Schreien und Strampeln. Aber auch feiner durch Obstruktion bei andern Gelegenheiten. Denn genau dieselben Kinderfrauen und Mütter, die nach der einen Seite so sehr gewaltig und herrisch sich gebärden, genau dieselben sind, wo es auf wirkliche Energie ankommt, sehr weich und schlapp. Dann sind sie die Unterlegenen und die Kinder die Triumpfizierenden.

Unser kleines Musterbeispiel hilft sich so. Es soll „stubenrein“ gewöhnt werden. Da das nur mit anfänglichem Zwange zu erreichen ist, so gefällt ihm das zunächst nicht. Die Kinderfrau gibt nach, einmal, zweimal, öfters. Das Kind merkt: Aha! also Schreien hilft. Nach qualvollen Wochen ist das Ergebnis dies: sobald die Kinderfrau das Kind in eine bestimmte Ecke trägt, hebt ein furchtbares Geschrei und Sichbäumen an, und sobald es wieder ungestört in seinem Stühlchen sitzt, vollzieht sich in aller Behaglichkeit das vergeblich erzwungene Geschäft. Es hat gestegt. Oder wenn es nun etwas vertoebrt bekommt, was es gern möchte, so erhebt es ein derart durchdringendes Geschrei, daß die Wärterin sich nicht anders zu helfen weiß, als ihm das Gewünschte doch zu geben oder ihm mit etwas Ekbarem den Mund zu stopfen. Kurz, es zeigt die herrlichsten Ansätze zum „eigensinnigen“ Kinde. Also